Gotthelf im Radio

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **22 (1954-1955)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-758615

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Gotthelf im Radio

Eine Umfrage

Zum Abschluß der vom Studio Bern gesendeten Gotthelf-Hörfolge «Peter Käser, der Schulmeister» veröffentlichte Prof. Dr. Walter Muschg, Ordinarius für deutsche Literatur an der Universität Basel, in den «Basler Nachrichten» vom 3. Juli 1954 einen Artikel «Der verballhornte Gotthelf», der in scharfer Sprache gegen diese von Ernst Balzli verfaßten, seit Jahren mit riesigem Erfolg verbreiteten Darbietungen von Gotthelfs Werken Einspruch erhob. Der Artikel erregte Aufsehen und veranlaßte das Studio Bern, den unbequemen Kritiker zu einer Diskussion «am runden Tisch» einzuladen, bei welcher Ernst Balzli und Georg Thürer als Verteidiger, Walter Muschg und der Langnauer Lehrer Hans Schmocker als Gegner dieser Hörfolgen auftraten. Die Aussprache wurde am 13. Oktober gesendet. Leider unterließ es ihr Leiter, den Hörern zu sagen, daß in Prof. Muschg einer unserer führenden Gotthelfforscher vor dem Mikrophon stand; die Reaktion der Hörer wäre vielleicht etwas anders ausgefallen, wenn man sie darüber orientiert hätte.

Da Prof. Muschg vom Verlauf dieser Aussprache nicht befriedigt war und wohl mit gutem Grund annahm, daß unser literarisch interessiertes Publikum weder sie noch Balzlis Hörfolgen zur Kenntnis genommen habe, ließ er auf Weihnachten eine Broschüre *Gotthelf im Radio, eine notwendige Kritik* (Francke Verlag, Bern) erscheinen, in der er an Hand der letzten, am 11. September wiederholten «Schulmeister»-Sendung seine Kritik im einzelnen so genau belegt, daß nun auch diejenigen, die «nur» Gotthelfs Werke kennen, in der Lage sind, sich über Balzlis Bearbeitungen ein Urteil zu bilden.

Wir haben eine Reihe von prominenten Persönlichkeiten unseres kulturellen Lebens ersucht, zu der vieldiskutierten Kritik von Prof. Dr. Walter Muschg Stellung zu nehmen. *Redaktion*

Edwin Arnet *Redaktor an der «Neuen Zürcher Zeitung»*

Es ist das Verdienst des Emmenthaler Lehrers Hans Schmocker, als erster seine Stimme gegen Balzlis Radiobearbeitungen Gotthelfscher Dichtungen erhoben zu haben. Das andere Verdienst fällt unbestreitbar Walter Muschg zu, der vom Standort des Gotthelf-Kenners und verantwortungsbewußten Literaturanwalts ein fundiertes Wort gegen die Popularisierung eines Volksdichters gesprochen hat, der im Radio völlig um seine dichterischen und, sagen wir es offen, um seine dämonischen Dimensionen gebracht worden ist. Muschgs Wort erfolgte zur rechten Zeit, und nichts gibt ihm mehr Recht als der Berg jener derbzornigen, oft erschreckend banalen Proteste von Leuten, die in Gotthelf gar nicht den Dichter erkennen wollen, sondern die ihn besser verstehen, wenn sie lediglich «auf die Handlung schauen» und Gotthelf nur begreifen, wenn er sich ihnen in der Gestalt der Vergröberung, der Jovialisierung und der Verwässerung naht. Es ist eine alte Erscheinung, und sie ist älter als jener «Kampf gegen den Intellektuellen» aus der entgeisteten Zeit des Nationalsozialismus, daß das breitere Publikum einem Manne, der sich für den echten Gotthelf einsetzt und sich erlaubt, seinen Standpunkt literaturwissenschaftlich zu belegen, gerne jenes Schimpfwort entgegenwirft, womit man der Verärgerung gegenüber allem Fachlichen so gerne Ausdruck gibt, nämlich: Professor. Muschg hat aber nicht als Professor, sondern als Miterleber Gotthelfs gesprochen. Und als einer, der an der Entwertung des dichterischen Wortes leidet.

Und darum geht es in dieser Affaire. Man erblickt in einem Dichter lediglich einen Erzähler von handfesten Handlungen und ethischen Tendenzen, und man übersieht, daß es auch so etwas wie ein *Phänomen der dichterischen Sprache* gibt. Ich könnte als Filmkritiker ein Lied von jenem Filmpublikum singen, das gegenüber den Sünden von Filmautoren, die ein dichterisches Werk «entworten» und in einen vergröberten Stil der äußern Zerbilderung übersetzen, völlig stumpf geworden ist. Es gehört zu den bedenklichsten Erscheinungen unserer Begriffsverwilderung, daß man am Phänomen der dichterischen Sprache ohne Achtung und Feingefühl vorbeigeht. Wenn der Film nur den handlungsmäßigen Inhalt richtig wiederkäut, ist man zufrieden, auch wenn das ganz auf Kosten der Sprachkunst geschieht. Balzli hat nicht nur die

Handlung der Gotthelfschen Erzählungen aufs Handlichfaßbare und Handgreifliche reduziert und alles, was an Gotthelf doppelschichtig, untergründig, genial und von dämonischen Tiefenloten ist, zum leichten Volksgebrauche zurechtgestutzt, er hat es an Ehrfurcht vor dem Dichterwort fehlen lassen. Wenn er behauptet, Gotthelf sei kein Belletrist gewesen, es sei ihm beim Schreiben nicht auf die Form, sondern auf den Inhalt, die Tendenz, das Predigthafte seiner Bücher angekommen, so vereinfacht Balzli Gotthelf auf verhängnisvollste Weise. Gotthelf ist nicht bloß ein Pfarrherr, der den Schnaps, die Mißwirtschaft auf den Bauerngütern, die Dorfintrige usw. bekämpft, das machen andere Volksschriftsteller und Sozialfürsorger auch. Gotthelf wäre nie ein homerischer Schriftsteller geworden, wenn er bloß die Absicht gehabt hätte, dem Bauernvolk sittliche Rezepte zu empfehlen. Wer schon Gotthelf im Familienkreise vorgelesen hat, dem mag plötzlich aufgegangen sein, welche Kraft und Sattheit in dieser Sprache steckt. «Da brannte die Mutter zornig auf», heißt es von einer Frau, die bei einem gewöhnlichen Volksschriftsteller lediglich zur «zornig werdenden Mutter» geworden wäre. Gotthelf findet, wo wir nur eine zweite Farbe haben, eine dritte und vierte. Seine Sprache schüttelt rundherum die Schablone ab und ist echt und aus erster Hand. Wie bei Adalbert Stifter ist sie gerade dort am überraschendsten und neuartigsten, wo sie schwerfällig oder unbeholfen ist. Gerade im Wechsel von grollend-körniger bis biblisch großartiger Reflexion einerseits und erzählerisch, bildhafter Darstellung anderseits liegt das unverwechselbare Gotthelfsche, das eben die Hörer am Lesetisch so in den Bann zieht. Balzli mag sich sicher auf Gottfried Keller berufen wollen, der auch der Meinung war, Gotthelf habe predigen und nicht Kunst machen wollen. Aber Keller kann doch wohl mit der «tiefen und großartigen Einfachheit Gotthelfs» nicht nur seine Geschichten und Szenen, sondern auch seine Sprache gemeint haben, und eine Sprache, die «tiefe und großartige Einfachheit hat», ist a priori eine dichterische Sprache und nicht die Sprache von Traktatgeschichten und Bauernerzählungen.

Wenn man nur schon daran denkt, wie Balzli die Sprache Gotthelfs «entbildert» hat, diese Sprache, die allein in der Wahl der bildhaften Vergleiche eine fast unerschwingbare Höhe erreicht. Balzli hat aus Gotthelf gelegentlich volkstümliche berndeutsche Redewendungen gepickt; er hat aber nicht das dichterische Wort übernommen, nämlich jenen Reichtum an Nuancen und Zwischentönen, die erst die Magie einer Sprache ausmachen. Es ist der geniale Irrtum volkstümlich denkender Leute, zu glauben,

der Gotthelf-Leser liebe seinen Gotthelf wegen der volkstümlichen Handlung, des volkstümlichen Milieus, der Sitten und Gebräuche; derweilen liebt der einfache Mann seinen Gotthelf auch um Dinge willen, die ihm gar nicht bewußt sind. Und zu diesen Dingen gehört der eigene Ton der Sprache. Das breitere Publikum ahnt in seinen Dichtern das Dichterische, aber es weiß es nicht und kann es vor allem nicht literaturgemäß aussagen. Gerade bei Vorlesungen fällt auf, wie auch einfache Hörer die originale Mischung von Schriftdeutsch mit Berndeutsch genießen. Wenn Balzli das Gotthelf-Deutsch, das eben auf den beiden Ebenen der hoheitsvollen Schriftsprache und der dem Alltag so eng entlanglaufenden Mundart spielt, nur auf den Berner Dialekt zurückbindet, kastriert er die Gotthelf-Sprache um ihr Bestes, nämlich um ihre unverwechselbare Mischung. Die Gotthelf-Bearbeitung Balzlis hat sicher die Figuren Gotthelfs und seine Milieux, seine Welt der Felder, Stuben, Küchen und Speicher nicht ins Gegenteil verkehrt, wie könnte man das auch; aber sie hat diese Welt vereinfacht, verbilligt und jovialisiert; wenn diese Hörfolgen noch so beliebt gewesen sind, beweist das so wenig wie der Welterfolg des «Dreimäderlhauses» für jene Verballhornisierung, die den Leuten auch besser eingegangen ist als die originale Musik Schuberts. Muschg kann sich trösten, als Filmkritiker habe ich auf Schritt und Tritt die schmerzliche Erfahrung machen können, daß bei verplumpenden Uebersetzungen von Schauspielen und Romanen der Weltliteratur ins Filmoptische immer zuerst Gebildete und Intellektuelle auf die Verballhornisierung hereingefallen sind. Man regt sich nicht mehr auf, wenn man aus einer Hintergründigkeit der Sprache eine Vordergründigkeit der Spielhandlung macht. Man ist gegenüber der Uebertragung der dichterischen Vision in die photographische Handgreiflichkeit merkwürdig stumpf geworden. Die Sprache hat eine schauderhafte Entwertung erfahren. Die gehässige, unfaire und derbe Art, mit der ein Teil des Publikums Muschgs ebenso verantwortungsbewußten wie vornehmen Standpunkt angegriffen hat, ist nur ein weiteres bedenkliches Symptom dafür.

Peter Dürrenmatt *Chefredaktor der «Basler Nachrichten»*

Man stelle sich einmal folgendes vor: Ein Fernsehregisseur verfiele auf den Gedanken, das figürliche Werk Ferdinand Hodlers oder Arnold Böcklins mit einer auserlesenen Truppe zu sogenannten «lebenden Bildern» umzugestalten und diese Darstellungen mit der Begründung der Television zu übergeben, er wolle auf diese Weise jene Künstler dem Volksempfinden nahebringen: Ein Sturm des Abscheus erhöbe sich, und der Macher würde selbst dann von seinem Posten hinweggefegt, wenn seine Sendungen von den einen als originell, von den andern als volksnahe Unterhaltung gelobt worden wären. In Tat und Wahrheit ist natürlich ein Rückfall in derartigen Kitsch nie zu befürchten, weil es keinem Fernsehregisseur einfallen wird, das malerische Werk Böcklins oder Hodlers «auf anderer Ebene» popularisieren zu wollen.

Aber auch ein viel näherliegendes Beispiel ist bis jetzt nie praktiziert worden. Wir haben nie gehört, daß versucht worden wäre, Goethes Gedicht «Hermann und Dorothea» in einer Mischung von schwäbischem und salzburgischem Dialekt in der Form eines Hörspiels den «breiten Massen» verständlich zu machen. Wir vermuten, solche Versuche seien deshalb unterblieben, weil der Respekt vor dem Werke Goethes den Menschen — vorläufig noch! — zu tief in den Knochen sitzt. Noch näher läge freilich ein anderer Versuch: Gottfried Kellers Dichtungen. Auch da das gleiche: Nie ist daran gedacht worden, einen zum Hörspiel umgearbeiteten «Landvogt von Greifensee» etwa dem heutigen Radiohörer auf Zürichdeutsch anzubieten. Wir vermuten, die Antwort auf diesen Versuch würde eindeutig ungehalten ausfallen.

Alle diese Beispiele beweisen das gleiche: Es gibt ungeschriebene Gesetze des Respektes vor dem großen sprachlichen Kunstwerk, die nicht überschritten werden sollen. Warum wurde dann das Werk Gotthelfs, eines der größten Dichter deutscher Sprache, diesem Versuch ausgesetzt, und weshalb ergab sich hier der seltsame Umstand, daß sich die Reihen der sogenannten «Gebildeten» spalteten und Leute mit literarischer Urteilsfähigkeit sich ausdrücklich vor diese «popularisierende» Dialektüberarbeitung stellten und ihr zustimmten?

Es gibt zwei Antworten auf diese seltsame Verwirrung der Fronten. Die eine hat Professor Dr. W. Muschg in seiner Schrift

«Gotthelf am Radio, eine notwendige Kritik» erteilt: Der mißverstandene Gotthelf wurde das Opfer einer Verwechslung. Der starke Dialektgehalt der Gotthelfschen Sprache verleitete dazu, in ihm den verhinderten Dialektschriftsteller zu vermuten, der nur deshalb hochdeutsch geschrieben habe, weil es keine Dialektschriftsprache gab, und der, hätte er sein Werk ganz auf berndeutsch verfaßt, überhaupt keinen Verleger hätte finden können. Also die alte Geschichte von Gotthelf, dem Bauerndichter, dem merkwürdigerweise bei seinen Schilderungen des bäuerlichen Lebens auch einige allgemeingültige Charakteristiken gelungen seien. Dieser Sachverhalt sollte, mit der Umschreibung des ganzen Werkes ins Berndeutsche, gleichsam in die letzte Konsequenz hineingeführt werden.

Steht hinter diesem fundamentalen Mißverständnis nicht auch ein Teil von Furcht vor Gotthelfs wahrer Größe und Unerbittlichkeit? Mit der Umarbeitung in den Dialekt wurden die Schwerpunkte verlagert. Der humorige, polternde, massive Gotthelf bekam das Uebergewicht; der mahnende, zeitkritische, elementar «unmoderne» Gotthelf erschien nur als Zutat. Der Prophet wurde um seine Wirkung gebracht zugunsten des unterhaltsamen Volksschriftstellers. Gotthelf war nun Samson, nachdem sie ihm die Haare geschnitten hatten. Mehr als ein Menschenalter hindurch hatte man ihn fast totgeschwiegen, dann mit der Marke «Bauerndichter» eingegliedert. Nun offerierte man ihn neu in gefälligem Heimatstil.

Weshalb aber diese Erfolge? Noch kaum zuvor sind Sendungen so massenhaft gehört worden wie diese. Ich komme damit zur zweiten Antwort auf die Frage, weshalb man Gotthelf dialektisch zu popularisieren wagte. Weil er tatsächlich Schweizerisches in elementarer Weise verkörpert. Es gibt keinen andern, der in seinen Gestalten das schweizerische Wesen so verdichtet hätte, daß die Menschen, die er schuf, zu Typen wurden. Das ist es eben: Der «Bauerndichter» schrieb so, daß der verstädterte Schweizer des 20. Jahrhunderts noch in der neunmal verwässerten Dialektverarbeitung sich selbst erkannte. Das mag man jenen Sendungen zugute halten: Sie weckten in den Hörern eine Ahnung, daß ihnen da wahrhaft große Dichtung von ferne begegnet war. Wenn man Menschen, die den Honig nicht kennen, eine verdünnte Probe vorsetzt, so finden sie selbst diese gut.

Folglich müßte man jetzt etwas anderes versuchen: Den unverdünnten Gotthelf an das Volk heranbringen; den Respekt vor dem elementaren Gotthelf in den Schulen aller Stufen wecken; abfahren mit dem Bild vom gemütlichen, der hochdeutschen Sprache

nicht ganz mächtigen «Bauernhomer» (womit man den großen Griechen in die Ignoranz über Gotthelf mit hineinzieht). Wenn wir unser Volk dazu erzögen, den unverfälschten Gotthelf zu ertragen, so hülfen wir ihm, seine Zeit zu ertragen. Wie viele Völker gibt es heute, von denen man sagen kann, sie nännten einen Dichter von solcher Kraft und Möglichkeit ihren eigenen?

Alfred Fankhauser *Schriftsteller, Bern*

Nach meiner Ueberzeugung bewegt sich die Unterhaltung auf einem falschen Geleise. Obwohl ich jedes Wort der Publikation von Muschg unterschreiben würde, ist seine Kritik an den Sendungen des Berner Studios in den Wind gesprochen. Er geht von der falschen Voraussetzung aus, das «Volk» wünsche den wahren, ungekürzten Gotthelf. Seine Annahme entspringt der sehr löblichen, um nicht zu sagen treuherzigen Gläubigkeit jedes Gebildeten, die meint, die «Masse» schätze Geist und Bildung über alles, könne gar nicht anders, als sie so sehr schätzen, wie das jeder von den großen Geistern der Vorzeit bewegte Heutige tun muß. Tausend Enttäuschungen ändern nichts an der Tatsache, daß man halb oder ganz unbewußt an das Wunder der Bildung in der Seele jedes Sterblichen glaubt. Also annimmt, der Jubel im «Volke» müßte unbeschreiblich sein, wenn es nur einmal der vollen Wucht einer außergewöhnlichen Dichterpersönlichkeit ausgesetzt sein würde. Man schließt so gern von sich auf andere! Wie sollte Walter Muschg, der in unserer Zeit die vorher nie in ihren stärksten Aspekten offenbar gewordene geistige Gestalt Jeremias Gotthelfs enthüllte, der von ihr in den eigenen Tiefen erregt und erschüttert wurde, dem solche Erregtheit die wahrhaft dichterische Gestaltung seines Gotthelfbildes diktierte, nicht hoffen und glauben, es müßte jedem Zeitgenossen gleich wie ihm ergehen!

Aber das Volk will den wahren, «integralen» Gotthelf nicht! Ein bernischer Radiomann, und zwar ein gescheiter und kritischer, hat mir an Beispielen den Unterschied dargelegt, der sich in den Reaktionen der Hörer zeigt, wenn ein «unoperierter» und ein

«operierter» Gotthelf gesendet wurde. Einmal Totenstille, einmal lauter Beifall. Der Radiomann glaubte, das Heimatschutztheater in seinem eingefahrenen Gemütlichkeitsgeleise habe die Masse verdorben... er meinte, das Volkstheater, das ja bekanntlich immer nur vor der «gemütlichen Vereinigung» und dem Tanzanlaß noch «etwas Lustiges» zu spielen pflegt.

Mein Radiomann irrt natürlich in diesem Punkte. Das Volkstheater spiegelt den «Geist des Volkes» von allem Anfang an und hat in einer ungeschriebenen Konvention das geboten, was das Volk wünschen und — fassen konnte. Darum faßt es den «präparierten» Gotthelf, genießt ihn, schätzt ihn als seinesgleichen. Ist das Volk je anders gewesen? Kaum! Die schwer arbeitende, dem Notzustand bis heute nie ganz entronnene Masse hat alles, was «vom Himmel» kam, für sich ausgemünzt, immer nach ihrem Bedarf und Fassungsvermögen. Es gibt vermutlich keine Volksmelodie, deren Urbild nicht einmal aus Kirchenportalen und Palästen in die Stadtgassen und in die weite Landschaft hinaustönte, um alsdann umgebildet und vereinfacht zu neuen Texten gesungen zu werden. Von Palestrina bis — sagen wir Burkhardt — sind die ins Unbekannte zurücktretenden Meister die wahren Urheber der Volksmusik. Es verhält sich in der bildenden Kunst nicht anders, und vom Geiste der großen Dichter zehren die kleinen Mittler bis ans Ende unserer Kulturentwicklung.

Was sich hier jahrtausendelang abspielte, hatte halbbewußten Charakter, war dem kosmosnahen Traumdasein verwandt und hat den Sinn der mütterlichen Bewahrung oberer Offenbarungen im irdischen Bereiche. Man wird mit Andacht überlegen, wie auf solche Weise der Geist die Welt heimsuchte und mit seinem Hauch berührte.

Heute hat sich die Zerstreuungsindustrie der Rolle bemächtigt, die vordem das Volk in Halbbewußtheit spielte. *Sie* dirigiert nun das seiner instinkthaften Selbstbestimmung beraubte «Volk» in seinem Fühlen und Werten. Eine der alten Kulturen nach der andern wird durchstöbert nach «filmbaren» und «sendbaren» Stoffen, die man präparieren und operieren kann, bis sie für die immer mehr veräußerlichten und gelangweilten zivilisierten Massen die erforderliche Sensation bieten.

Radio Bern hätte, um nicht den Spuren der Zerstreuungsindustrie zu folgen, Gotthelf respektieren, die Finger von ihm lassen müssen. Damit er als «integraler Gotthelf» bleibe, was er war und sein wird. Doch wer wird das verstehen! Der Respekt vor dem Einmaligen, das wie jede große Musikschöpfung immer neu, immer reicher sein wird, müßte erst wieder erwachen.

Franz Fassbind *Schriftsteller, Adliswil*

Die Diskussion um die Gotthelf-Bearbeitungen, welche Ernst Balzli im Auftrag des Studios Bern für die Beromünsterprogramme ausgeführt hat, verdient von zwei Gesichtspunkten her betrachtet und beurteilt zu werden. Es handelt sich dabei um ein literarisches Problem und um eine Prozedurfrage.

Der literarische Aspekt der Auseinandersetzung wird zurzeit überschätzt. In zehn Jahren sind die Gotthelf-Bearbeitungen von Ernst Balzli vergessen. Nach weiteren zwanzig Jahren holt man die Tonbandaufnahmen, falls sie noch vorhanden sind, aus dem Archiv und vermittelt sie den Hörern unter dem Titel «So sahen sie Gotthelf» in bekömmlichen Dosen als Kuriosität, beispielsweise im Rahmen eines «Bunten Abends». Die Werke von Gotthelf hingegen dürften diesem Schicksal entgehen. Sie können nur gelesen oder schlimmstenfalls — man denke an die Behandlung von Dostojewskijs Schriften in der Sowjetunion — verboten werden. Beide Möglichkeiten sprechen für Gotthelf. Man muß ihn ernst nehmen.

Nun empfindet aber jede Zeit das Bedürfnis, sich auf *ihre* Weise mit den großen Gehalten der Weltliteratur, der Religion usw. auseinanderzusetzen. Es wird niemandem einfallen, die Bibel ausschließlich nach den Traktätchen zu beurteilen, die in irgendeinem Zeitabschnitt darüber geschrieben wurden. Auch die Hollywooder Variationen über das Alte und Neue Testament sagen wenig über die wahre Bedeutung der Heiligen Schrift aus, und selbst die wohlabgewogene Sendereihe «Zum König geboren», welche Dorothy Sayers über das Leben Jesu geschrieben hat, wird nur *einem* bestimmten Aspekt des Themas gerecht. Es gehört offenbar zum Wesen einer Bearbeitung, daß sie den Gehalt des Originals jeweils so weit verkleinert, bis er mit den augenblicklich gängigen Darstellungsmitteln und -formen wiedergegeben werden kann. Diese augenblicklich gängigen Formen *müssen* das Original verzerren, denn sie tragen ja ein zeitbedingtes Element in die Bearbeitung hinein, welches in der Vorlage nicht enthalten ist. Die großen Werke des menschlichen Geistes bilden folglich immer so etwas wie eine objektive Wirklichkeit für sich. Der einfache Mensch kann diese Wirklichkeiten mit den Mitteln, welche ihm dafür zur Verfügung stehen, nur vom ständig wechselnden Stand-

punkt seiner Zeit, seiner Umwelt und seiner Lage aus erkennen. Es wird darum immer Bearbeitungen geben, die sich in seltenen Fällen zu gültigen Interpretationen und noch seltener zu Neuschöpfungen verdichten, die dann allerdings bereits wieder eine eigene objektive geistige Wirklichkeit repräsentieren. Der Rundspruch hat andere Möglichkeiten, um die Hörer mit den großen Schöpfungen des menschlichen Geistes vertraut zu machen. Er kann sie in authentischer Form vermitteln und erläutern.

Man muß es deshalb begrüßen, daß Prof. Dr. Walter Muschg in seiner Broschüre «Gotthelf im Radio» klar feststellt, wieviel Fremdes, Zeitbedingtes und Nivellierendes sich in die Gotthelf-Bearbeitungen von Ernst Balzli eingeschlichen hat. Die Reaktion des Studios Bern und gewisser Kreise der Hörerschaft zeigt nämlich: das Bewußtsein für die Hierarchie der geistigen Werte ist weitgehend zerstört. Kierkegaard schrieb schon im Jahre 1843: «Nicht nur in der Handelswelt, sondern auch in der Ideenwelt veranstaltet unsere Zeit einen wirklichen Ausverkauf. Alles ist zu haben um einen solchen Spottpreis, daß es fraglich ist, ob schließlich noch irgend jemand auf die Ware bieten wird.» Ein Universitätsprofessor, der heute an einem konkreten Beispiel mit Vehemenz auf die Gefahren dieses Ausverkaufs hinweist, muß sich bereits wie ein «Ketzer» behandeln lassen!

Zur Prozedurfrage: Prof. Dr. Walter Muschg hat *gegen* Balzli und *für* Gotthelf plädiert. Ein Hörer schrieb daraufhin, das Volk lasse sich «seinen Balzli» nicht nehmen! Diese Stellungnahme grenzt an Verhältnisblödsinn. Am gleichen Uebel krankte auch das «Gespräch am runden Tisch» für und wider die Gotthelf-Hörfolgen, welches am 13. Oktober 1954 aus dem Studio Bern gesendet wurde. Man verwechselte darin die Qualität der Bearbeitungen mit ihrem Erfolg. Gotthelf selber diente in diesem Zusammenhang bloß noch als willkommenes Aushängeschild. Ohne die mutige Kritik von Prof. Dr. Walter Muschg hätte die Oeffentlichkeit nichts vom Vorhandensein dieser gefährlichen Mentalität bemerkt. Sie trat erst offen zutage, als sich der «Angeklagte», Ernst Balzli, im Schutze des Studios, für das er gearbeitet hatte, das Recht herausnehmen durfte, über den «Kläger», Prof. Dr. Walter Muschg, anmaßend und breitspurig «Gericht» zu halten. Es war eine üble Panscherei von Gefühlen und Gefühlsargumenten. Die Broschüre von Prof. Dr. Walter Muschg gestattet nun endlich ein Gespräch, dessen Ergebnisse hoffentlich nicht mehr durch die Zahl von Zuschriften und durch den mehr oder weniger sympathischen Klang einer Stimme vor dem Mikrophon, sondern einzig und allein von der Sache bestimmt werden.

Karl Fehr *Rektor der Kantonsschule Frauenfeld*

Schicken wir voraus, daß es als ein höchst erfreuliches Zeichen zu bewerten ist, wenn in solcher Weise, wie dies in den vergangenen Monaten geschehen, der Kampf um ein geistiges Gut entbrannt ist. Denn dieser Kampf hat die schläfrigen Geister aufgerüttelt und das Bewußtsein der Verantwortung den Kulturwerten gegenüber vertieft und erweitert. Schon darin liegt ein ganz bedeutendes Verdienst Walter Muschgs, daß er als erster den Mut aufgebracht hat, wider eine Institution aufzutreten, die ohne weiteres die Massen hinter sich hatte. Ob Walter Muschg und alle jene, die sich auf seine Seite stellten, gut daran taten, sich zu einer öffentlichen Diskussion vor dem Mikrophon zur Verfügung zu stellen, ist freilich zu bezweifeln; aber noch fraglicher ist die Zuständigkeit von Radio Bern, das sich anmaßte, die eigene Sache vor das Forum der Hörermassen zu bringen. Man könnte sich, wie dies auch vorgeschlagen worden ist, eine neutralere Gerichtsstätte denken.

Daß es indes beiden Lagern äußerst ernst war, daß es beiden um den wahren Geist Gotthelfs ging, ist nicht zu bezweifeln. Die Frage ist nur, wie und wo der wahre Geist Gotthelfs zu fassen sei. Walter Muschg hat mit aller Entschiedenheit, unter Zugrundelegung der letzten Sendefolge aus dem Schulmeisterzyklus, darauf hingewiesen, daß Ernst Balzli das Wesen Gotthelfs verharmlost, trivialisiert und in das Prokrustes-Bett des Heimatstils gepreßt habe. Ich bin nicht in der Lage, dazu im besondern Stellung zu nehmen, weil ich die letzte Sendefolge nicht gehört habe und weil mir der Sendetext nicht zur Verfügung gestellt wurde. Dagegen habe ich frühere Sendungen Balzlis in deutlicher Erinnerung, so zum Beispiel einige aus dem Zyklus über «Anne Bäbi Jowäger». Daß ich mich nicht weiter für diese Radiobearbeitung interessierte, hat aber seinen Grund an der gleichen Stelle wie für Walter Muschg: ich erschrak jedesmal darüber, wie oberflächlich und gewaltsam mit dem Wortlaut des Dichters umgesprungen wurde, wie kindisch manchmal die Mittel der Klangkulissen Verwendung fanden, um dem Ganzen sogenanntes Lokal- und Zeitkolorit zu verleihen, als ob dies das Wort Gotthelfs je nötig hätte. Wie wenig findig der Textbearbeiter vorging, zeigt die kitschige Klangmalerei mit der Hausorgel in der Sendefolge über den Schulmeister, jenem

Instrument, das doch so schicksalhaft das Dasein dieses ewigen Toren bestimmte, und wie — in der Sendereihe über das «Anne Bäbi Jowäger» — zum Beispiel die Fahrt auf den Solothurner Märit zu einem gehaltlosen Wagengeknarre und Pferdegetrampel wurde, während doch gerade dort Gotthelf — in der ersten Begegnung Jakoblis und Meyelis — zum Subtilsten aufsteigt, wozu das herrliche Instrument unserer Sprache fähig ist.

Dazu kommt das von Muschg mit Recht gebrandmarkte schwerste Sakrileg, die Sprache des Hörspiels selbst. Man kann sich in dieser Frage kurz fassen: wenn man deutschen Verlegern und Bearbeitern die «Bereinigung» der Texte, das heißt die Entfernung der Mundartausdrücke als schweres Vergehen zum Vorwurf gemacht hat, dann ist es meiner Ueberzeugung nach ein noch größeres Sakrileg, die Hochsprache gänzlich aus Gotthelf zu entfernen und sie durch eine archaisierende Berner Mundart zu ersetzen. Denn ehe Gotthelf fähig wurde, die vielen Klang- und Sinn-Nuancen der heimischen Dialekte, die er in der Zeit seiner Lehrjahre kennenlernte, in seinem Werk zu verwenden, war er mit Ton und Klang der deutschen Bibelsprache nach Luther und Pistorius und mit der deutschen klassischen Literaturtradition, vor allem mit Herder und Schiller, vertraut. Wer also nur die Heimatstil-Mundart in der Welt Gotthelfs anerkennt, nimmt seinem Werk die kostbarsten Säfte, aus denen es sich nährt, nimmt ihm vor allem die Welt der großen theologischen, philosophischen und künstlerischen Tradition des Abendlandes, aus der er wie alle großen Geister hervorgegangen ist.

Ich möchte nicht so weit gehen wie Walter Muschg und dem Radio überhaupt das Recht absprechen, Dichter wie Gotthelf zum Worte kommen zu lassen. Freilich müßte eben *das Wort* des Dichters und keine Adaption mit derartigen Konzessionen an den Massengeschmack ausgestrahlt werden. Nicht *daß* Radio Bern Gotthelf-Sendungen veranstaltete, sondern *wie* es dies getan, ist abzulehnen. In diesem Punkte sind sich wohl die Gotthelf-Kenner weitgehend einig. Es war Mißbrauch eines Dichternamens, Mißbrauch eines dichterischen Werkes, Mißhandlung des unantastbaren dichterischen Wortes. Man darf mit Fug behaupten, daß die Sendung jeweils um so besser war, je näher der Bearbeiter dem ursprünglichen Wortlaut kam. Diese Mißhandlung ist es, gegen welche jene Männer aufzutreten das Recht haben, die, wie Walter Muschg, in jahrzehntelangen Bemühungen um das wahre Bild und die wahre Größenordnung dieses Dichters gerungen haben, die versucht haben, das unverstellte und unverdorbene Wort des Dichters wieder zugänglich zu machen, und denen gerade bei der

Bemühung um das Wort erst die wahre Größe Gotthelfs aufgegangen ist. Wer wie Muschg von dieser Größe des Wortes ergriffen ist — mag er auch da und dort in die Irre gehen —, wer davon weiß, daß der Geist des Dichters eben in diesem einzelnen Wort, eben im unverrückbaren Konnex der Sätze und Perioden liegt und nicht in der äußeren Fabel, der eine Erzählung folgt und die jeder einigermaßen begabte Schriftsteller zu erfinden imstande ist, der muß, ob er nun wider den Stachel löcke und ob er auch die Massen gegen sich habe, wider die modernen Formen der Trivialisierung Protest erheben. Eine Hörbearbeitung Gotthelfs, die nicht des Dichters Wort, so wie es ist, zum Leuchten zu bringen vermag, darf nicht den Namen des Dichters in ihrer Propaganda verwenden, sondern höchstens als Stoffquelle am Rande erwähnen. Das Studio Bern hat aber durch Ernst Balzlis Sendefolge, indem es den Namen Jeremias Gotthelfs in den Vordergrund rückte und dem Bearbeiter gewissermaßen nur die Funktion eines Impresarios zuwies, mit einem kostbaren Namen Mißbrauch getrieben. Dies ist nichts anderes als ein Verrat am Geschäft des Dichtens, das bekanntlich seit den Zeiten Homers ein heiliges Geschäft ist, in welchem sich göttliche Kräfte offenbaren. Wäre die wahre Ehrfurcht am Werke gewesen und der wahre Sinn für das Wesen aller Dichtung, man hätte sich nie zu solchen Irrwegen hinreißen lassen, auch nicht im sogenannten Dienst an der Oeffentlichkeit. Vielleicht wäre dann der Name Gotthelfs weniger verbreitet, aber die Vorstellung von seinen Werken und das Bild des Dichters wären nicht derart verfälscht in die Oeffentlichkeit gestellt worden, wie dies heute der Fall ist.

Wenn man aber darauf hinweist, daß Gotthelf wieder mehr gekauft und gelesen werde denn je, so ist es eine entschiedene Anmaßung, diesen Erfolg nur den Radiosendungen zuzuschreiben. Was die Wissenschaft und die kulturellen Veranstaltungen, Vorträge und Vorlesungen und Rezitationen in Vereinen und Volkshochschulen seit den Tagen des Altmeisters Rudolf Hunziker für diesen Dichter geleistet haben, ist denn doch viel nachhaltiger und bedeutsamer und auf die Dauer fruchtbarer als die Hörspiele, die ihrerseits ja auch nur von diesen ernsthafteren Bemühungen zehren konnten.

M. Szadrowsky *Professor an der Kantonsschule Chur*

Nötig und nützlich ist W. Muschgs Einschreiten gegen den Radio-Gotthelf.

Wohlgezielt waren die Hiebe in den «Basler Nachrichten». Wie wohlbegründet sie waren und sind, das hat Muschg dann auf dreißig Druckseiten unwiderlegbar dargetan.

Man darf nicht gedichtete Gestalten verbiedern oder verbösern. Man darf nicht gedichtete Worte wegwerfen, erst recht nicht Worte wechseln.

Schlechte Literaturgeschichten füttern mit Inhaltsangaben der Dichterwerke ab. Als kennte jemand ohne das Dichterwort das Werk! Schäbig auf Schein eingestellt ist das bequeme Verfahren.

Viel schlimmer ist anmaßendes Umdichten.

Vor ein paar Jahren hat man ein barbarisches Beispiel erlebt: «Antigone» von Sophokles in der Uebertragung Hölderlins, aufgeführt von einer Schweizer Bühne oder zweien unter dem Namen des griechischen und des ebenbürtigen deutschen Dichters — «bearbeitet» von einem neudeutschen «Bearbeiter». Mittelschüler haben diese Barbarei entrüstet abgelehnt.

Goethe hat sich nicht berufen gefühlt, die «Iphigenie» des Euripides anzutasten und zu ändern. Aus dem alten Sagenstoff ein von Grund auf neues Werk hat er geschaffen, die Gestalt der Atridentochter im Wesen und Wort ganz neu gedichtet.

Wem fiele es ein, Bachs Weihnachtsoratorium «zeitgemäß» zu machen durch moderne Celestaklänge? Man darf, falls man es kann, noch einmal eine Matthäuspassion und eine Johannespassion komponieren. Aber Bachs Werke «modernisieren», das darf man nicht.

Man darf vier ganz neue Apostelbilder malen. Man darf nicht Dürers vier Apostel «bearbeiten», etwa die Mäntel «bereichern», Johannes durch ein Schnäuzchen vermännlichen, Petrus eine Brille aufsetzen.

Man darf — man darf nicht. Wer gebietet und verbietet da? Die Ehrfurcht vor dem Werk. Die Sache will's.

Hans Schmocker *Lehrer, Langnau i. E.*

Ernst Balzli hat die Werke Gotthelfs wie folgt bearbeitet: Er übertrug sie aus der epischen Form in die dramatische. Er übersetzte sie aus der Gotthelfschen Sprache in das Berndeutsche. Er kürzte.

Diese drei Tatbestände in «Idealkonkurrenz» genügen nach meiner Ansicht, ein Kunstwerk derart zu verändern, daß es nicht mehr dem Original entspricht. Das gilt ganz allgemein: Stifters «Nachsommer» dialogisiert, in einen österreichischen Dialekt übersetzt und bis auf die nackte Handlung reduziert, ist nicht mehr Stifters «Nachsommer».

Allerdings sind solche Praktiken rechtlich erlaubt, wenigstens bei Werken, die nicht mehr urheberrechtlich geschützt sind. Die großen Kolportage-Industrien Film, Radio und Fernsehen verschlingen eine derart große Menge «Stoff», daß längst auf die seit Jahrtausenden geäufneten Schätze der Literatur gegriffen werden mußte. Wie gesagt, man kann es nicht verwehren. Aber um *eines* dürfte man wenigstens bitten: um eine saubere Deklaration. Nun wurden die Sendungen von Radio Bern beständig und hartnäckig als «Gotthelf» ausgegeben. Die Motive hiezu ganz beiseite gelassen — jedenfalls müssen sich gerade wegen dieser Deklaration die Berner Sendungen gefallen lassen, daß sie mit ihren Gotthelfschen Vorlagen kritisch verglichen werden. Das Resultat dieses Vergleiches — den notabene jeder anstellen konnte, der des Lesens kundig ist — hat Walter Muschg in den «Basler Nachrichten» vom 3. Juli 1954, sodann anläßlich des «Gesprächs am runden Tisch» am 13. Oktober 1954 und schließlich in der Broschüre «Gotthelf im Radio. Eine notwendige Kritik» öffentlich bekanntgegeben. Es dürfte sich erübrigen, das Beweisverfahren Muschgs hier nachzuzeichnen, da ja die zuletzt genannte Schrift jedermann zugänglich ist.

*

Wie werden nun die in Frage gestellten Sendungen verteidigt? Am Schluß der Sendung vom 13. Oktober 1954 betonte Ernst Balzli, kein Werk der Weltliteratur sei «heilig» in dem Sinne, daß es von Späteren nicht neu bearbeitet werden dürfte. Er verwies auf die homerischen Epen und die Werke der griechischen Tragiker (die ihrerseits schon «Bearbeitungen» sind), deren Stoffe

immer und immer wieder bearbeitet worden seien. — Hier scheint doch ein Mißverständnis vorzuliegen. Wenn ein moderner Dichter irgendeinen Stoff, eine Person oder ein Motiv der alten Literatur aufgreift und neu gestaltet, so ist das ohne Zweifel nicht nur gestattet, sondern oft notwendig. Wenn zum Beispiel heute das Bedürfnis besteht, das Faustproblem aus der jetzigen Situation und aus unserem Daseinsgefühl heraus neu zu behandeln, so wird niemand von Plagiat oder Verbalhornung reden. Wenn aber irgend einer Goethes «Faust» *editorisch* «bearbeiten» — und sei es auch nur im Versetzen von Beistrichen —, der sehe zu, daß ihm nicht auf die Finger geklopft wird!

Eine andere, häufig vorgebrachte These behauptet, Gotthelfs Schaffen sei einzig auf die volkserzieherische Tendenz ausgerichtet gewesen; das ästhetische Problem habe für ihn gar nicht existiert. Somit komme es bei den Radiosendungen auch nicht auf den Wortlaut an, sondern auf den «Geist». — «Nicht die Verneigung vor der vergötzten Form, sondern die Vermählung mit dem Geist eines wahrhaft Großen erweckt in uns inneres Glücksgefühl und führt uns zu den Erkenntnissen des Lebens!» So umschreibt Radio Bern das, was es mit dem Geist Gotthelfs gemacht hat. (Der geneigte Leser wird dringend gebeten, dem schönen Bild von der Vermählung nicht weiter nachzudenken; es könnte die abscheuliche Vorstellung einer Zwangsheirat auftauchen, zu welcher der arme Geist nichts zu sagen hatte, während die Aussteuer von Prokrustes geliefert wurde.)

Im Ernst: Es ist verständlich, wenn literarische Laien die Frage aufwerfen; deshalb wird sie von Walter Muschg in seiner Broschüre ausführlich behandelt. — Weniger verständlich ist dagegen, daß bedeutende Vertreter des bernischen Geisteslebens, Redaktoren und Schriftsteller, worunter auch Akademiker, nichts davon zu wissen scheinen, daß in einem Kunstwerk Inhalt und Form nicht auseinandergenommen und getrennt serviert werden können.

Nach der schon erwähnten Diskussion am runden Tisch meldete sich das Volk zum Wort. Ernst Balzli und Radio Bern haben Tausende von Briefen erhalten — alle von begeisterten, dankbaren Hörern. Seither wird Walter Muschg immer wieder empfohlen, sich das zu Herzen zu nehmen und seine Meinung derjenigen der großen Menge anzugleichen.

Walter Muschg und ich haben von diesem telephonischen und brieflichen Segen auch unser redlich Teil abbekommen. Ich bin weit davon entfernt, diese Stimmen aus dem Volke zu mißachten. Sie müssen ernst genommen werden. Es fragt sich nur in welchem

Sinne. Den, welchem Volkes Stimme immer und unter allen Umständen Gottes Stimme bedeutet, mag es befremdlich, ja «lähharlich»[1] dünken, daß einer es wagt, an seiner Meinung festzuhalten, trotzdem die Mehrheit anders brüllt. Auch hier scheint ein kleiner Irrtum zu walten: politisch lassen wir die Mehrheit der Männer als letzte Instanz über die Geschicke des Staatswesens entscheiden. Diese Tatsache verleitet offenbar nicht wenige Leute zu der Ansicht, es müsse auch im kulturellen Leben so sein. Es sei aber daran erinnert (nur die Beharrlichkeit, mit welcher gewisse Herren die ahnungslosen Dummköpfe spielen, verleitet mich dazu, solche Selbstverständlichkeiten überhaupt auszusprechen), daß jeder Schweizer Bürger durch die Presse, die Behörden sowie durch das Vereins- und Parteiwesen eine *politische* Schulung erhält, die ihn schließlich befähigt, sein «Ja» oder «Nein» bei Abstimmungen mehr oder weniger richtig zu placieren. Wie steht es aber um die *musische* Schulung des Schweizervolkes?

Darüber gibt das Briefmaterial, das sich in den letzten Monaten bei mir und andern angehäuft hat, Aufschluß: Unser Volk kennt nicht einmal mehr Gotthelf, denjenigen unter allen Dichtern, der am verständlichsten, am «volkstümlichsten» geschrieben hat. Das Volk kann ein Surrogat nicht vom Echten unterscheiden und verteidigt das Surrogat mit Nägeln und Zähnen gegen das Echte.

Das ist schlimm. Viel schlimmer aber ist, daß es Schriftsteller, Radiofachleute und Redaktoren gibt, welche diesen kulturellen Tiefstand nicht erkennen oder gar gegen besseres Wissen beschönigen. Mehrere Verlautbarungen in der bisherigen Diskussion sind denn auch nichts anderes als plumpe Schmeicheleien an die Adresse des Volkes. Diese Volksschmeichler aber stehen nicht nur in Gegnerschaft zu einem Basler Professor, sondern — und da helfen keine noch so wortreichen Liebesbeteuerungen — in schärfster Opposition zu Gotthelf selber.

[1] Hitsch im «Nebelspalter».

Rudolf Stickelberger

Chefredaktor der «Luzerner Neuesten Nachrichten»

Professor Muschg hat sich mit seinen scharf gezielten Angriffen gegen die Gotthelf-Bearbeitung Balzlis bei der Mehrzahl der Radiohörer unbeliebt gemacht. Das «Volk» hält ihn für einen akademischen Besserwisser, einen Nörgler und einen Spielverderber. Muschg selber weiß das genau. In seinem Essay «Was ist Ruhm?», erschienen in der Januarnummer des «Schweizer-Spiegels», registriert er: «Es war rührend, wie diese zornige Volksseele sich für ihren entstellten Gotthelf wehrte. Was würden die Leute erst sagen, wenn sie den echten Gotthelf kennenlernten!»

Alle jene, welche den echten Gotthelf kennen und lieben, können Walter Muschg nicht dankbar genug dafür sein, daß er es gewagt hat, die fragwürdigen Machwerke zu kritisieren, die ihm anläßlich des Gedenkjahres von gutmeinenden und von geschäftstüchtigen Andenkenfabrikanten gesetzt worden sind. Mit Enttäuschung habe ich zur Kenntnis genommen, daß außer ihm kaum einer die Courage aufgebracht hat, ein deutliches Nein zur Radiobearbeitung des «Schulmeisters» oder zur Verfilmung von «Uli, der Knecht» zu sagen und zu schreiben. Mancher allerdings hat sich im stillen Kämmerlein oder im trauten Kreise Gleichgesinnter über die Verflachung geärgert, die sich der seit hundert Jahren Tote im Jahre der kulturellen Hochkonjunktur 1954 gefallen lassen mußte. Aber diese Kritiker scheuten die Unannehmlichkeiten.

Den ganz wenigen, die mit der Sprache herauswagten, ging es nicht gut. Nach Muschgs Auseinandersetzung mit Balzli am runden Tisch von Radio Basel rief eine gewiß nicht unintelligente Zuhörerin sozusagen als Sprecherin der «Volksseele» spontan aus: «Zum Kuckuck mit diesen ewigen Querulanten!» Und als in einer Schweizer Stadt ein Zeitungsmann sich erlaubte, die Verfilmung Gotthelfscher Gestalten nach Art der landläufigen Heimatstil- oder Ganghofer-Klischees zu bedauern, da stellte der entrüstete Kinobesitzer diesen Kritiker an den Pranger, indem er sein ablehnendes Urteil zwischen die Lobhudeleien aus «führenden» Schweizer Zeitungen placierte, das Ganze als Inserat erscheinen ließ und damit sagen wollte: Seht, was für eine ausgefallene Meinung dieser Kritikaster sich erlaubt! Im betreffenden Kino wurde sogar wochenlang der Uli-Film regelmäßig durch ein Lichtbild unterbrochen, auf

dem die Kritik des genannten Rezensenten dem anwesenden Publikum preisgegeben wurde. Es versteht sich, daß die Zuschauer in ihrer Mehrheit auf seiten des Filmes zu finden waren.

Denn hier berührt Walter Muschg den Kern: Hörspiel und Film wurden auf eine Masse zugeschnitten, nach deren Geschmack Gotthelf ganz gewiß nicht geschrieben hat. Und die Masse, vom Regierungsrat bis zum ländlichen Taglöhner, wünscht von Radio und Film lediglich angenehm unterhalten zu werden. Für die Masse sollen der «Polizist Wäckerli» und der «Doktor Hilfiker» sich im Radio grundsätzlich nicht von «Peter Käser, dem Schulmeister» unterscheiden. Denn die dem heutigen schweizerischen Hörer entsprechende Hörspielschablone ist gefunden, und die erdrückende Mehrzahl der Hörer wünscht sich Fortsetzungen im gleichen Stile. Ebenso hatte sich auf der filmischen Ebene «Uli, der Knecht» — in Schweizer Ausgabe allerdings — etwa dem unverwüstlichen «Pfarrer von Kirchfeld» anzugleichen. Die Filmproduktion hat ihr Publikum längst an die von ihr gewünschte Verteilung von Licht und Schatten und für ein bestimmtes Schema der ländlichen Charaktere erzogen. Psychologische Marktforschung und kulturelle Serienfabrikation arbeiten da traulich Hand in Hand, und es wird unmöglich sein, die genormten Wünsche der Radiohörer und der Filmbesucher ungestraft zu durchbrechen. Nur sollte man für die Befriedigung der populären Wünsche besser bei den Bearbeitungen des erwähnten Ganghofer oder vielleicht Zahns bleiben und den großen Gotthelf in Ruhe lassen.

Glücklicherweise hat es also doch einer auf sich genommen, all das ungeschminkt und ohne Furcht vor der Rache der «Volksseele» zu sagen. Es war Professor Muschg. Die, welche den echten Gotthelf kennen und lieben, werden ihm für sein tapferes Auftreten dankbar sein. Er hat zwar einigen Gips an schlechten Denkmälern zum Entsetzen der Jubiläumsepigonen derb beschädigt, dem wahren Andenken des so problematisch Gefeierten aber einen unschätzbaren Freundesdienst geleistet.

Markus Stotzer *Pfarrer, Bern*

Auch ich gehöre zu den vielen, die die verschiedenen durch Ernst Balzli bearbeiteten Gotthelf-Sendungen am Radio — zwar nicht in lückenloser Folge, aber in wesentlichen Teilen — mitangehört haben. Zuerst mit bereitwillig-erwartungsvollen, dann überrascht-gespitzten, noch später mit enttäuscht-herabhängenden und schließlich, beim «Schulmeister Käser», nur noch mit halben Ohren, dafür aber mit revoluzzendem Mundwerk und geballten Fäusten (im Sack natürlich!). Immer weniger schien es mir die Stimme Gotthelfs zu sein, die da zu Ohren drang. Und der Grund? Nun, was ich zunächst mehr dumpf fühlte und dann immer bewußter erkannte, dem hat Walter Muschg, zuerst in seinem Zeitungsartikel «Der verballhornte Gotthelf» und jetzt — in den Einzelheiten noch geprägter und in der Gesamtheit geschlossener — in der Schrift «Gotthelf am Radio» beredten Ausdruck verliehen. Diese Kritik der Radiosendungen scheint mir nötig und heilsam. Man mag freilich fragen: Geht es denn nicht beiden, Balzli und Muschg, um den einen und gleichen Gotthelf? Gewiß! Und doch: Der Klang ist dort und hier ein anderer. Wenn ich's in einem musikalischen Bilde veranschaulichen darf — ich weiß, daß alle Bilder hinken! —, so möchte ich sagen: Es kam mir vor, als ob Gotthelf in der Radiobearbeitung durch Balzli ertönte wie eine Komposition, die auf dem Harmonium gespielt wurde, mit süßlicher «vox humana», verquietschtem Bourdon und säuselndem Tremolo; wohingegen das Werk Gotthelfs bei Muschg wieder in edlen Orgel-Zinnpfeifen erklingt, in echter Interpretation und sauberer Registrierkunst.

Diese verschiedenartige Musik hat im Volk allerhand Begleitlärm erzeugt. Stalins einst berühmte «Geschützorgel» war ein Dreck dagegen. Man kann das gewaltige Hin- und Herpülvern nicht besser als mit Gotthelfs eigenen Worten schildern (Brief an Hagenbach, 1850, den Kampf mit den Radikalen betreffend): «Bei uns geht es wild zu ... So scharf und mit voller Kraft von jeder Seite schlug man sich meines Wissens noch nie im Kanton Bern in den Zeitungen wie jetzt. Es ist, wie wenn den schweigsamen Bernern plötzlich die Mäuler aufgegangen. Es hagelt von Artikeln, und wie früher der Mangel, setzt jetzt der Reichtum die Redaktionen in Verlegenheit.» Persönlich habe ich sogar in Frauenver-

einen, wo ich oft völlig alleinstehend die Kritik Muschgs zu verteidigen versuchte, leidenschaftliche Debatten miterlebt, daß ich gelegentlich an Kapitelüberschriften im «Bauernspiegel» denken mußte: «Potz Wetter, Weiberlärm!» oder: «Wie es mir unter braven Leuten übelgeht.»

Spaß beiseite! Sollte man aber jetzt nicht doch endlich zum Gefechtsabbruch blasen? Ist der Sieger denn nicht erkoren? Hat der Radiobearbeiter den Erfolg nicht eindeutig auf seiner Seite? Ja, wenn's die große Zahl ausmachen würde, dann vielleicht. Aber die große Zahl macht nicht die Wahrheit. Und der äußere Erfolg sagt noch wenig. Gotthelf selbst hat auch zuweilen recht wenig Erfolg gehabt. Nach dem Empfang des mageren Honorars für «Bartli der Korbflechter» schrieb er an Eduard Hallberger, 1853, selbstbewußt-tröstlich: «Ich bedaure den ungünstigen Erfolg des Unternehmens, aber Neues der Art dringt sehr schwer durch.» Weil der Erfolg, zumal in geistigen Dingen, noch gar nichts besagt, andererseits aber das rechte Verständnis der überragenden Gestalt Gotthelfs von eminenter Bedeutung ist, komme ich dem Wunsche der Redaktion gerne nach, ein paar kurze Bemerkungen anzubringen, die sich mir aus dem Erleben der Kontroverse Balzli—Muschg ergeben haben:

1. *Die propagandistische Wirkung.* Manch einer hat mir gestanden, daß die Radiosendungen von Balzli ihn veranlaßt hätten, Gotthelf neu zu lesen. Daß das Interesse für Gotthelf mächtig gestiegen ist, ist zweifellos. Ob aber wirklich das Verständnis, das Verständnis für den echten und wirklichen Gotthelf gewachsen sei, ist eine andere Frage. Hier habe ich Zweifel. Zweifel, nicht bloß Vermutungen. Die pointierte Formulierung Muschgs — «die Leute suchen und finden in Gotthelf nur zu sehr ihren Balzli» — scheint mir durchaus angebracht. Ich habe nämlich bei den durch die Radiosendungen zur Gotthelf-Lektüre veranlaßten Leuten recht häufig feststellen können: Sie lesen mehr nur den unterhaltsamen Gotthelf. Dort aber, wo der ganze und geniale, der ursprüngliche und urtümliche Gotthelf erscheint, überspringen sie seiten- oder kapitelweise. Der prophetische Künder, der tröstliche Prediger, der kunstvolle Satzformer, der breite Epiker — er ist ihnen zu fremd, zu fern, zu langweilig, zu sehr geladen mit religiösem oder psychologischem Gehalt.

2. *Der Volksschriftsteller Gotthelf.* Oefters wurde die Kritik der falschen Popularisierung Gotthelfs mit der Frage abzutun versucht, ob denn Gotthelf nicht eben ein Volksschriftsteller gewesen sei. Doch, doch, das war er, und das wollte er sein. Er war ein Volksmann seltener Prägung. Er kennt das Volk. Er liebt es mit

allen Fasern seines Herzens. Und für das Volk schreibt er seine Bücher. Und doch sind sie nicht einfach «Volksbücher» — dazu sind sie zu weitschichtig und zu hintergründig, zu symbolkräftig und zu vergeistigt. Sie sind echte Heimatdichtung. Aber das ist etwas anderes als Heimatstil-Dichtung. Und das meinen die Leute gewöhnlich, wenn sie vom «Volksschriftsteller» reden. Aber hier muß man deutlich unterscheiden. Heimatstil-Dichtung will im wesentlichen bloß unterhalten. Gotthelf aber will mehr, will anderes. Die übliche Volksschriftstellerei wird von ihm selbst sarkastisch glossiert und apostrophiert. Er schreibt darüber an Irenäus Gersdorf, 1843: «Mir waren von je die meisten Volksschriften abgeschmackt vorgekommen. Weise Leute rüsteten eine solche Schrift zu wie ein Apotheker ihre Mittel, nahmen ein Lot Religion, anderthalb Lot Moral, zwei Lot feine Lebensart, ein halb Pfund gemeinnütziges Allerlei, streuten einige Volksausdrücke darunter, preßten irgendeinen alten Witz hinein, rührten alles untereinander und stellten dem Volke das Fressen vor.»

3. *Der Literaturapostel Muschg.* Muschg sei extrem; bei ihm rede nur der «Literaturapostel», äußerte ein Lehrer. Frage: Ist die an den Radiosendungen geübte Kritik zu professoral? Verkennt sie nicht doch eine mehr «volkstümlich» gerichtete Seite Gotthelfs? Antwort: Gewiß, rein um der Kunst willen hat Gotthelf nie gedichtet. Es war die Not der Zeit (Armennot, Alkoholnot, Schulnot usw.), die so lange auf ihn drückte, bis sie ihm — wie Gotthelf selbst bekennt — Bücher aus dem Kopfe drückte, um sie den Leuten wieder an die Köpfe zu schmeißen. Gotthelf schreibt aus innerstem Müssen. Die Maxime «L'art pour l'art» zählt da nicht. Bei Gotthelf ist der Dichter dem Pfarrer und Prediger untertan. Und doch: Gotthelf *ist* Dichter. Ja, er «dichtet» eigentlich nicht — «es» dichtet in ihm. Er schreibt aus einer Besessenheit von der Sache. «Was ich ergriff, das regierte mich . . .» «Es tat es in der Schrift.» Und darin ist Gotthelf der geborene Künstler. Er ist es, auch ohne bewußtes Wollen mehr als viele, die das Künstlersein bewußt suchen. Er tut nicht bloß einen Griff ins Leben, um das Herausgegriffene zu schildern. Er gestaltet den Stoff vielmehr symbolkräftig nach ewigen Maßen. In einem Brief an Hagenbach bekennt er, wie für ihn die Bewältigung des Stoffes viel schwerer sei als die Wahl des Stoffes. Gotthelf hat ungleich härter um die Gestaltung und Formulierung gerungen, als man gemeinhin annimmt. Deshalb «sitzen» seine Sätze auch. Man kann da eigentlich nichts ändern, ohne auch seine Kunst und seine Persönlichkeit zu verändern. «Le style c'est l'homme.» Das gilt in eminenter Weise auch für Gotthelf. Es ist darum äußerst dankenswert, daß Muschg

sich so rabiat für die exakte Diktion Gotthelfs wehrt. «Das Wort sie sollen lassen stahn» — das mag doch auch da gelten. Im Wort tut sich ja der Geist kund. Sprachliche Gestaltung und geistiger Inhalt bilden eine Einheit. Gewiß sind Wort und geistiger Inhalt zu unterscheiden, aber sie können nicht voneinander geschieden werden. Wo es geschieht, da geht mit dem Wort oft genug auch der entsprechende Geist und substantielle Gehalt verloren. Und das muß man den Radiosendungen leider vielfach zum Vorwurf machen. Muschg weist es eindrücklich nach, was auch meine Empfindung war und ist: Was bei Gotthelf wild war, wurde im Radio grob; was kraftvoll war, ordinär; was zart war, sentimental; was Humor war, bloß Witz; die Höhe war nicht mehr hoch und die Tiefe nicht mehr tief; das Eckige wurde abgeplattet; das Verständnis der Armut wurde verbürgerlicht; der Bußprediger wurde zum Moraltrompeter usw. usw. Diese Verharmlosungen und Verwässerungen Gotthelfs sind mit die Folge der Veränderungen seiner Sprache, Sätze und Worte. Abgesehen vom tiefgründigen Gehalt sind sie derart kunstvoll gestaltet, daß jede Veränderung, jede Verkürzung oder Ergänzung, mithin jede «Verbesserung» eine Verschlechterung bedeutet. Es geht nicht an, das Bemühen um den Text bloß als professorale Spitzfindigkeit und Eigensinnigkeit eines «Literaturapostels» vernütigen zu wollen. Ein Kunstwerk soll erhalten bleiben wie es ist. Und Gotthelf ist ein Künstler. Alles ist daran zu setzen, daß er nicht in den Strudel harmloser Volksschriftstellerei heruntergezogen wird. Er selbst bekennt sich mit deutlichen Worten gegen die, die sich ihr Feldgeschrei und ihren Kampf gegen die «Literaturapostel» und «philologischen Wortklauberer» allzu billig machen, indem er schreibt (Brief an Jakob Reithard vom 11. Juni 1843): «Unsere neuen Schulmeister würden meine Bücher verächtlich Naturprodukte nennen im Gegensatz zu Kunstprodukten.»

Fritz Strich *a. Professor an der Universität Bern*

Von all den verurteilenden, ja empörten Zuschriften an Walter Muschg und von den Kritiken an seiner «Notwendigen Kritik» bedauerte ich ganz besonders die, welche ihm vorwarfen, eine Entfremdung zwischen Universität und Volk bewirkt zu haben.

So soll es also dem akademischen Lehrer, dessen hohes Amt es ist, über die Reinerhaltung des Dichterwortes und des Dichterbildes zu wachen, nicht erlaubt sein, wo er sie bedroht sieht, seine Stimme zu erheben, auch auf die Gefahr hin, daß ihn dies bei der großen Ueberzahl der Radiohörer «unpopulär» macht?

Gerade er darf nicht schweigen, wenn ihm durch einen an sich gewiß begrüßenswerten Versuch, Gotthelf dem Volke nahezubringen, ein Unrecht zu geschehen scheint, und daß es wirklich geschah, hat Walter Muschg mit vielen und schlagenden Beweisen belegt.

Kam denn diese heftige Abwehr wirklich aus akademischem Dünkel?

Sie kam aus einer profunden Kenntnis des Dichters, durch die Walter Muschg alle Gotthelf-Kenner und -Leser weit überragt. Er hat die reinsten Texte Gotthelfs hergestellt. Er hat das tiefste und geradezu epochale Werk über Gotthelf geschrieben. Seine Einleitungen zu den Werken sind die besten Führer zum Verständnis des Dichters. Er hat zum erstenmal klar gemacht, daß Gotthelf bisher allzu provinziell gesehen wurde und fälschlich als ein Dichter idyllischer Behaglichkeit, Gemütlichkeit und philiströser Lebensauffassung galt. Er leuchtete in Tiefen hinein, wo urdichterisches Wesen dem Dämonischen nahe ist. Er sah ihn auf jenen Höhen, auf denen der Dichter zum Propheten wird. Er zeigte seine hohe Künstlerschaft, auf die man bisher so wenig Gewicht gelegt oder die man überhaupt nicht bemerkt hatte.

Durfte er schweigen, wenn all dies in jenen Radiosendungen zugunsten einer «Popularisierung» unterging?

Es wäre nach Muschg die Bestimmung dieses Gotthelfjahrs gewesen, das Volk zu Gotthelf emporzuheben und ihn zu dessen Erzieher werden zu lassen.

Man scheint sich von Walter Muschg ein sehr falsches Bild zu machen: als ob er einen Dichter wie Gotthelf zu seinen «trockenen wissenschaftlichen Untersuchungen benutzt, während das Volk ihn liebt». Nun, wenn jemals eine Warnung und Mahnung aus der Liebe kam, so geschah es bei Muschg. Sie kam aus Liebe und Verantwortungsbewußtsein, wie der akademische Lehrer es besitzen muß. Gewiß auch aus einem heißen Temperament, das aber für gewöhnlich gerade einem akademischen Lehrer sonst nicht eigen zu sein pflegt.

Auch mir will es scheinen, daß Vorlesungen aus Gotthelfs Werken, in seiner eigenen Sprache — und wir haben ja einen begnadeten Gotthelf-Vorleser im Lande — den Weg zum Herzen der

Radiohörer gefunden hätten, ohne daß auf diesem Wege so manches hätte geopfert werden müssen.

Mit einem Worte: Die mannhafte, mutige Haltung Walter Muschgs, mit der er sich einer bequemen und anspruchslosen Hörerschaft entgegenstellte und sie zu höheren Ansprüchen aufrief, sollte nicht zur Entfremdung zwischen dem Akademiker und dem Volk, sondern viel eher zu einer Annäherung zwischen ihnen führen. Denn es ist wirklich die Sache des Volkes, zu dessen Anwalt er sich machte. Das Volk hat ein Recht darauf, seinen Dichter so wahr und groß und tief zu sehen, wie ihn Walter Muschg gesehen und gezeigt hat.